Zeitschrift: Schweizer Volkskunde : Korrespondenzblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 67 (1977)

Artikel: Die Grabbeterin in Schwyz

Autor: Farner, Martha Katharina

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1004299

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Martha Katharina Farner

Die Grabbeterin in Schwyz

Nur selten noch gibt es sie. Es ist ein Beruf, der am Aussterben ist. Erst vor kurzem wurde eine Grabbeterin in Einsiedeln zu Grabe getragen, und in Brunnen feierte eine solche ihr 25 Jahr-Jubiläum. Diese Frauen gehörten im weitesten Sinn des Wortes zu den «Klageweibern», wenn man so sagen darf.

Im Flecken Schwyz gab es seinerzeit zwei Grabbeterinnen – eine für das Dorf, die andere für Ibach. Heute, seit etwa 1960, gibt es keine mehr. Am Haus der Grabbeterin, unter der Zugglocke, war mit großen Buchstaben angeschrieben: «Frau B...., Grabbeterin.» Ein jedes Schulkind wußte, daß sie mit Toten zu tun hatte; deshalb scheuten die Kinder sie ein wenig. Auch war sie immerwährend schwarz gekleidet. Der schwarze Hut durfte nicht fehlen; im Winter trug sie einen schwarzen Filzhut, im Sommer einen Strohhut mit einem Florband um das «Güpfi».

War im Haus jemand gestorben, so rief man zuerst die Grabbeterin. Sie kam sofort, sofern nicht auf diesen Tag noch ein Todesfall fiel. Zuerst wusch sie den Toten, und nach Wunsch der Familie kleidete sie ihn an. Es mußte alles in Ordnung sein, bevor man das Leid kund gab. Sie besorgte den Totenschein auf der Gemeindekanzlei und ging dann schnurstracks in den Pfarrhof. Dort wurden alle Termine abgesprochen: der Totenrosenkranz, die Zeit der Beerdigung, der Siebente, der Dreißigste. Das heißt, daß man sieben Tage nach dem Todesfall zu einer Gedenkmesse eingeladen wird und wieder nach dreißig Tagen. Wichtig war, die geistlichen Herren für die Totenmesse zu bestellen. Je nach dem Wohlhaben der Hinterbliebenen besetzte man alle Altäre für hl. Messen. Die Pfarrkirche in Schwyz hat nebst dem Hauptaltar sechs Nebenaltäre. War dies alles besorgt, ging die Grabbeterin zurück ins Leidhaus zum wohlverdienten Znüni. Dann bekam sie von der Familie zwei Zettel. Auf dem einen standen die Namen aller Nachbarn, auf dem andern die Namen der nahen Verwandten, ganz genau der Reihe nach. So ging die Grabbeterin auf ihren Informationsweg. Meistens aber waren diese Zettel nicht einmal nötig, denn sie kannte ihre Gemeinde und deren Verwandtschaftsband sehr gut. Schon bei ihrem Kommen in das Trauerhaus erfuhr sie die Umstände, die Krankheit, die lange oder kurze Agonie des Verstorbenen. So ging die Grabbeterin mit allem nötigen Wissen «um die Runde», vom Nachbarhaus zum nächsten, oft weite Wege in dem ländlichen Gebiet. War sie beim ersten Haus angekommen, so wußte man bereits, daß jemand gestorben war. Mit berufsmäßiger Trauermiene sagte die Grabbeterin: «D'Familie R. laad la sägä, daß ihrä Vater, d'r Herr so

und so, i d'r geschtrigä Nacht geschtorbä syg.» Man wollte natürlich wissen, woran der Verstorbene gelitten habe, usw. Deshalb war es wichtig, daß sie im Trauerhaus vorher instruiert wurde, denn gar alles brauchten die Leute nicht zu wissen. Hernach berichtete sie noch die nötigen Daten: «D'r Rosächranz isch morn am drü, d'Beerdigung in zwei Tage, d'r Siebet am Zähtä und d'r Driißgischt am Erschtä vum andäre Monet.» Wer keine Zeitung hatte, schrieb alles gleich auf eine Schiefertafel, die in der Küche nie fehlte. Jedenfalls gab es überall ein langes *Pourparler*, so daß die Grabbeterin schauen mußte, wie sie noch ums Dorf zu den Verwandten kam. Gewiß, es war ein sehr anstrengender Beruf.
Der Dreißigste ist zugleich die Zeit, wo die Hinterbliebenen das Erbe zu teilen beginnen und auch der Staat sich meldet.
Zum Rosenkranz am andern Tag – also am Tag nach dem Todesfall – kamen meistens die nächsten Verwandten in die Pfarrkirche; war der Verstorbene beliebt, so kam je ein Abgeordneter aus jedem Haus. Eben diese Beliebtheit zeigte sich durch mehr oder weniger Anwesende in der Pfarrkirche, denn der Rosenkranz war doch mitten im Nachmittag. Die Grabbeterin betete «vor»: den freudenreichen, den glorreichen und den schmerzreichen Rosenkranz. Nachher stellte sich die Grabbeterin auf den Knieschemel des Kirchengestühls, damit man sie besser hörte, und sagte mit lauter Stimme: «d'Familie R. laahd allne vielmal la dankä und Vergälts Gott sägä.»
Nach diesem Rosenkranz ging die Grabbeterin zurück ins Trauerhaus. Unterdessen war die eingesargte Leiche schon aufgebahrt, möglichst ebenerdig oder nahe bei der Haustür, denn es kamen viele Leute, um dem Toten das Weihwasser zu geben und zu kondolieren. Manchmal kamen sie schon nach dem Rosenkranz – Leid und Neugier gingen miteinander. Der Sarg wurde wenn immer möglich so gestellt, daß zwei bis drei Zimmerwände frei waren. Man stellte Stühle hin für die Frauen, welche von morgen früh bis abends spät die Totenwache hielten. Das Zimmer war erhellt von einem Öllicht. Den Rosenkranz für die Totenwache eröffnete die Grabbeterin mit sonorer Stimme. Oft kamen viele Leute, Nachbarn, auch Männer, um einen Psalter zu beten (dies sind drei Rosenkränze). Gegen Mitternacht wurden die Stühle freier, aber die ganze Nacht durch wachte immer jemand. Im Haushaltbuch meiner Familie von 1865 steht geschrieben: «den drei Wachern je drei Franken – 9 Franken. Für's Wachen (also die ganze Nacht) 5.20 fr.» Im Jahre 1960 bezahlte man alles in allem für die Leistungen der Grabbeterin 60 Franken.
Bei der Beerdigung ging die Grabbeterin direkt hinter dem Sarg mit der Sterbekerze in der Hand, den Rosenkranz laut vorbetend. Wer diesem Zug begegnete, stand still, hob den Hut und sprach sein «Herr gib ihm die ewige Ruhe». Bei der Pfarrkirche ordnete sich die Geistlichkeit ein, die Kirchenglocke läutete, und weiter ging es durch die Straßen. Die Grabbeterin stimmte wieder den Rosenkranz an, mit so lauter Stimme, daß der schwarze Flor auf dem Hut zitterte.
Nach der Beerdigung ging es zurück in die Kirche, und jetzt stand die

Grabbeterin zuvorderst in der Kirchenbank, also bei den Hinterbliebenen. Sobald die Messe begann, ging man «z'Opfer», das heißt man opferte in drei aufgestellte Schalen aus gehämmertem Messing Geld. Diese Schalen lagen auf Ständern aus gedrechseltem Ebenholz. Die meisten Leute legten einen Rappen in diese Opferschalen, manchmal auch zwei Rappen. Bei ganz begüterten Beerdigungen konnte man unter dem Kupfernen etwas Silbernes glänzen sehen. Diese Opferständer waren ganz vorn beim Chor aufgestellt. Drei Stufen trennten das Schiff vom Chor. Ein Ständer war außen rechts hingestellt, der zweite oberhalb der Stufen in der Mitte, der dritte Ständer wiederum unten, aber links. Es waren also drei Stufen bis zum Chor rundum, und alle Opfergänger mußten wie zur Schau vorüberziehen. Es war auch in der Tat «eine Schau», denn so sah man sehr gut einen jeden einzelnen Opfergänger. Es war gleichsam ein Präsenz-Opfergang. Zuerst mußten die Frauen vorüberziehen, die von der Männerseite begutachtet wurden... nach den Frauen kamen die Männer. (Der ehemalige alte Apotheker vom Dorf war ein großer Spaßvogel; während der Fastnachtszeit legte er stets «Fasnachtsfüürschtei» in die Opferstöcke.) All dies erzähle ich ausführlich, weil hier die Grabbeterin ihre «Rolle spielte», die besondere Fähigkeit erforderte, denn dieser Opfergang ging genau nach Verwandtschaftsgrad: zuerst kamen die Patenkinder, dann die «Allernächsten», hernach die Geschwister, die Vettern und Basen und so fort. Die Grabbeterin kannte alle, auch den Verwandtschaftsgrad; nichts entging ihr. Es kam vor, daß eine Person schon im Kirchgang stand und die Grabbeterin sie zurückwies mit den Worten: «Nei, nei, zerscht chund ds Gotteli und de d'Schwägeri, bevor Sie chömid.» Dies war dann eher beschämend für die Zurückgewiesene. Merkwürdigerweise stand auf der Männerseite keine Dirigentin. Nach der Totenmesse stand die Grabbeterin vor der Kirchentür und sagte allen Weggehenden «Vergelt's Gott». Dann bezahlte sie im Pfarrhof die gelesenen Messen, so daß die Trauerfamilie mit allem, was mit der Beerdigung zusammenhing, nichts zu tun hatte.
Es war ein anspruchsvoller Beruf; daß das alles nur 60 Franken kostete, kann man kaum glauben. In Schwyz gibt es schon lange keine Grabbeterin mehr. Man legt da und dort eine Todesanzeige hin und macht in den Zeitungen die Todesfälle bekannt.